

Die Wahrheit in Liebe tun, um der Einheit zu dienen

Es gibt Fakten, Ereignisse, ja Stunden im Leben, die einen überwältigen und denen man einfach nicht gewachsen ist. Für mich persönlich gehört dazu ohne jeden Zweifel der heutige Festakt. Rühmend ist gewiß die Initiative der Stadt und des Landkreises Dillingen, aus Anlaß des Ulrich-Jubiläums ganz besonders an die Zukunft Europas zu denken, und zwar im Sinne – der Einheit unseres Kontinents im christlichen Geist Impulse zu geben, „Europa christlich bauen“. Biblisch scheint mir das Wesen dieser großen und zugleich notwendigen Aufgabe in den Worten des Völkerapostels, Paulus, umschrieben zu sein: „Wir wollen uns von der Liebe geleitet an die Wahrheit halten und in allem wachsen, bis wir ihn erreicht haben. (Denn) er, Christus, ist das Haupt“ (Eph 4, 15). In diesem Zusammenhang sei mir gestattet, auf Reinhold Schneiders Devise hinzuweisen: „Allein der Wahrheit Stimme möchte ich sein!“ Als mir vor 16 Jahren das bischöfliche Dienamt in der schlesischen Diözese Oppeln aufgetragen wurde, war ich mit großen Bedenken und in gewisser Hinsicht „gezwungenerweise“ gewillt, nur die Wahrheit in Liebe zu tun, um der Einheit zu dienen. Alles jedoch, was mir bis dahin in dieser Hinsicht gelungen ist zu erreichen, ist selbstverständlich aufgrund des Prinzips: sola gratia zustande gekommen, und insofern sollte hier auch konsequent nicht vom Verdienst die Rede sein. Deswegen bitte ich das hohe Kuratorium der neugegründeten St.-Ulrichs-Stiftung, mir es nicht übelzunehmen, wenn ich mich hartnäckig dagegen sträubte, der erste Ulrichs-Preisträger zu werden. Einem Geistlichen – so will es mir scheinen – gebührt es eben nicht, nach Auszeichnungen zu heischen, weil man ihn aufgrund der Berufungsgnade sowieso verpflichtet hat, allein als pures Instrument in den Dienst des Versöhnungsgeschehens unseres Herrn hineingezogen zu werden. Es heißt einfach, die Worte der Schrift ernst zu nehmen: „Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat“ (2 Kor 5, 18). Und diese Versöhnung tut gerade heute wieder besonders not, weil mit dem Völkerherbst von 1989 in Mittel-Ost-Europa ein radikaler Umbruch im Leben der Völker und einzelner Personen Einzug gehalten hat.

1. Abgesehen von der Not der „Weitervereinigung“ der Christenheit, d. h. der ökumenischen Dimension des Versöhnungsdienstes, möchte ich

hier eigens auf die Notwendigkeit der Versöhnung von Nationen auf unserem Kontinent aufmerksam machen. Eine wahre und zugleich enorm komplizierte Krise löste nämlich der Umbruch bei uns vor allem im Nationalitätenproblem aus. Von grundlegender Bedeutung ist hier der Hinweis auf die Tatsache, daß die kommunistische Integrationsperspektive der Annäherung und dann der Verschmelzung der Nationen im Verlauf weniger Jahrzehnte völlig ausgehöhlt wurde. Ganz besonders ist die Perspektive der wachsenden Integration der Nation und Völkerschaften heute sogar in der früheren Sowjetunion gänzlich unglaubwürdig geworden. Freilich sollte die Strategie des sozialistischen Internationalismus internationale Beziehung eines neuen Typs schaffen, in denen das bürgerliche Verständnis der nationalstaatlichen Souveränität überwunden worden wäre. Nach sozialistischer Auffassung wären internationale und nationale Interessen harmonisch vereinbar. Im Konfliktfall würde der Vorrang den gemeinsamen internationalen Interessen zuerkannt werden. Auf diese Weise wollten die Kommunisten im Zeichen des proletarischen Internationalismus die Völker auf eine neue multinationale Menschengemeinschaft mit einer einheitlichen sozialistischen Weltkultur erziehen, in der alle nationalen Unterschiede völlig überwunden wären. Es stellte sich jedoch heraus, daß die tatsächliche Entwicklung anders verlief. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt konnte ein verstärktes Nationalbewußtsein registriert werden, das sich immer schärfer darauf verstand, die national-imperialen Ausdrucksformen des proletarischen und sozialistischen Internationalismus zu kritisieren.

Daß heute, nach der Wende, nationalistische Forderungen und Parolen so populär sind, läßt sich nur auf diesem Hintergrund in Osteuropa verstehen. Nationalismus versprach hier nämlich Freiheit anstelle von unterjochender, integrativer Ordnung im Zeichen des sozialistischen Internationalismus. Die nationale Renaissance wird hier auch als Verteidigung nationaler Kultur gegenüber jahrzehntelanger totalitärer „russischer Zivilisation“ verstanden. Auf diese Weise gewann der Prozeß der Nationalstaatenbildung in Osteuropa immer mehr an Bedeutung, und zwar auch im extremen Sinn. So daß an verschiedenen Orten die Gefahr gewaltsamer und blutiger Nationalitätenkonflikte besteht bzw. schon ausgetragen wird, wie dies z. B. heute immer noch im früheren Jugoslawien sowie mancher GUS-Staaten der Fall ist. Eine friedliche und demokratische Zukunft dieser Region kann deshalb keineswegs im Nationalstaat, sondern nur im Nationalitätenstaat liegen. Die Zeit des friedlichen Zusammenlebens und der Vermischung der Nationalitäten in

den Vielvölkerreichen der älteren Geschichte gewinnt erneut an Attraktivität. Dabei wird sich der Osten seiner gesamteuropäischen Geschichte bewußt. Er begreift sich als Teil eines übergreifenden Kulturraumes. Nicht wie bisher im Gegensatz, sondern im Austausch zwischen Ost und West müssen die Handlungsmodelle für die Zukunft gefunden werden.

Hier sei sogleich erwähnt, daß in dieser Hinsicht gerade die christlichen Kirchen in einem bewußt ökumenischem Vorgehen ihren ausschlaggebenden Beitrag zu leisten haben. Dabei sollten sie einfach von der unüberbietbaren „Christlichen Internationale“ ausgehen, der gemäß wir alle durch den Glauben Kinder Gottes sind, denn „es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus“ (Gal 3, 28). Vom zutiefst christlichen Standpunkt aus ist somit eine Mythisierung des Nationalen bzw. seine Entartung bis zum Chauvinismus hin ausgeschlossen. Evangeliumsgerecht sollten wir alle Christen jedoch auch stets bemüht sein mitzuhelfen, den nationalen, manchmal gar noch nationalistisch zugespitzten, Charakter der Kirchen zu verändern. Gemeinsam haben wir jedoch dabei mutig und warnend die Überzeugung zu verfechten: „Die vielen Nationen – auch diejenigen, die gerade jetzt wieder neu entstehen – dürfen nicht in den alten Fehler zurückfallen, nur ihre nationalen Eigeninteressen zu entfalten. Die Nation ist nicht der höchste Wert einer Gemeinschaft. Die Nationen müssen deswegen nicht verschwinden. Im Gegenteil: Sie sind auch heute noch lebendige kulturelle und geistige Wesen, die ein Ausdruck des Reichtums Europas sind. Europa gefährdet sich selbst, wenn es einem künstlichen, zentralistischen Verwaltungsstaat ähnlich wird. Kein Europäer darf seine aus langen Überlieferungen gewachsene Heimat verlieren. Darum hatten auch die Nationen immer in der Kirche ihr Heimatrecht. Aber sie sind kein Letztes, zu dem sie sich immer wieder hinaufgesteigert haben. Es war vor allem die Katholizität der Kirche, die die Kirchen in den einzelnen Ländern davor bewahrt hat, von den nationalen Mächten gleichgeschaltet und aufgezehrt zu werden. Gerade die Verbundenheit mit dem Nachfolger Petri erwies sich immer wieder als ein ärgerniserregendes Gegengift gegen die Einebnung in die Bedürfnisse der Nationalität. Hier müssen die einzelnen Kirchen in den Ländern Europas, und zwar im Außen- und im Binnenverhältnis, voneinander lernen und in der Vielfalt der größeren Gemeinschaft die immer gegebenen Tendenzen zur Selbstgenügsamkeit, zur Partikularisierung und zur Absolutsetzung wenigstens zu verringern oder gar zu vermeiden suchen. Dies bedeutet natürlich auch, daß sich das Verhältnis der Kirchen untereinander und zum Zentrum in

Rom in einer Weise einspielt, daß jede Kirche das ihr zukommende Gewicht hat und in der größeren Gemeinschaft ernstgenommen wird“ (K. Lechmann).

2. Die heute christlich weltweit angestrebte Neuevangelisierung Europas sollte dies durchaus berücksichtigen. Übrigens stellte die letzte Sonderversammlung der Bischofssynode für Europa eindeutig fest: „Wir sind uns der ungeheuren Herausforderung der gegenwärtigen Stunde bewußt, aber auch ihrer großen Chance, und wir wollen im Dialog und in herzlicher Zusammenarbeit mit unseren Schwestern und Brüdern in Europa und in der Welt unseren Beitrag zum Aufbau eines neuen Europa leisten.“

In diesem Zusammenhang ist auf noch eine drängende Aufmerksamkeit zu richten, und zwar: „Dies ist nicht die Stunde des Triumphes über den ‚gottlosen Kommunismus‘. Dies ist die Stunde des Aufbruchs aus der eigenen konfessionellen Enge. Dies ist die Stunde der christlichen und der religiösen Ökumene für das neue Europa, oder die Kirchen werden zu Relikten einer überholten Vergangenheit werden. Wir brauchen somit keine einseitige ‚Neuevangelisierung Europas‘.“

3. „Der Einheit Europas im christlichen Geist Impulse zu geben“ bedeutet nach dem Umbruch sodann: das tatkräftige Zeugnis von der Wahrheit, Freiheit und Liebe hervorzuheben, das uns allen Christen konkret aufgetragen ist. Gewiß, kein leichtes Unterfangen. Aber nach der Zeit des Kampfes ist jetzt vor allem das Zeugnis als die beste Art von Evangelisierung und akzeptablem Christsein gefragt. Das Streben nach Freiheit gehört eigentlich zu den „Urtrieben“ menschlicher Seele, weil es den Funken Gottes, die *scintilla Dei*, in uns als Geschöpfen Gottes darstellt. Insofern ist Freiheit auch eine Gabe, die es als solche jedoch stets zugleich auch als Aufgabe zu begreifen gilt. Echte Demokratie und Freisein sind somit kein Zustand, sondern dynamische Gegebenheiten und Lernprozesse der integral begriffenen Vermenschlichung. Ohne dies begreifen zu wollen, ist man anhaltend der Gefahr ausgesetzt, daß ähnlich wie Nationalbewußtsein in Chauvinismus ausarten, die Freiheit in Willkür umschlagen kann und sich somit gänzlich auflöst.

Anstatt sich hier auf komplizierte Analysen über den Freiheitsbegriff einzulassen, genügt es wohl festzustellen, daß die Freiheit einfach eine Art Selbstdeterminierung zur ethischen Notwendigkeit ist. Deswegen sollte man sie auch niemals von der Wahrheit loslösen. Im Johannes-Evangelium bekommen wir es ausdrücklich zu lesen: „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8, 32).

Schließlich sei noch kurz darauf hingewiesen, daß für uns Christen gerade die Liebe der Freiheit höchste Frucht ist. In ihr sollte somit stets die Wahrheit *getan* werden, auf daß sie sich überall einheitsstiftend auswirkt: *Veritatem facere in caritate et semper ubique unitatem fundare!*

4. Freilich kommt es bei solchen Initiativen keineswegs ohne Mut aus. Im christlichen Glaubensbereich dürfen wir es jedoch bei weitem nicht beim bloßen *Mut* bewenden lassen. Soll er sich in der Tat heilskräftig vollziehen und auswirken, muß sich ihm unbedingt wahre *Demut* anschließen. Sie bedeutet nämlich Dienmut, uneingeschränktes Dasein für andere, Existenz begriffen als Proexistenz. Und dann kommt es schließlich auf die *Langmut* an. Gut Ding will Weile. Im Versöhnungsgeschehen, das für gewöhnlich ein langwieriger Prozeß unter Völkern ist, darf man keineswegs ungeduldig werden. Hier gilt es wortwörtlich: „Nur wer (trotz allem) ausharret, wird gekrönt.“

5. Ich wäre mit Leib und Seele kein echter Schlesier und bliebe auch dem Schwabenland etwas Wichtiges schuldig, wollte ich zum Schluß nicht gerade hier noch kurz die für uns alle exemplarische Frau, unsere schlesische Landesmutter und bayerische Fürstin, die hl. Hedwig von Andechs, erwähnen, zumal wir heuer im Jubiläumsjahr ihres 750. Todestages stehen.

Im Antwortschreiben der deutschen Bischöfe auf die Versöhnungsbotschaft ihrer polnischen Amtsbrüder von 1965, die auf das epochemachende „Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung“ hinauslief, wird u. a. hervorgehoben: „In den Grotten von St. Peter finden wir das Bild der heiligen Hedwig, die ihr Volk besonders verehrt und die Sie als den besten Ausdruck eines christlichen Brückenbaues zwischen Polen und Deutschland ansehen. Von dieser großen Heiligen wollen wir lernen, uns in Ehrfurcht und Liebe zu begegnen.“ Kardinal Döpfner rief uns eigentlich alle schon 1960 auf: „Beten wir demütig und inständig, daß Gott auf die Fürbitte dieser heiligen Frau, deren Mutterherz unsere Völker liebend umschließt, in allen Teilen Polens und Deutschlands wahre Freiheit, rechte Einheit und dauerhaften Frieden schenke.“ Gewinnt dieser Aufruf nicht gerade heute wieder akute Bedeutung?! Bedacht muß dabei werden, daß „Schlesiens edelste Heilige“ – wie Kardinal A. Bertram einmal St. Hedwig nannte – gar nicht so schwierig in ihrem geistigen Adel nachzuahmen sei. Es genügt, nur etwas besinnlicher und eindringlicher ihren Lebensweg der Nachfolge Christi zu reflektieren und auf die heute verlangte Art und Weise existentiell zu vollziehen. In diesem Sinne deutete gewiß auch Papst Johannes Paul II. bei seinem ersten Deutschland-Besuch 1980 auf ihre

schlesische Ruhestätte hin: „Nur das, was auf Gott gebaut ist, auf der Liebe, ist beständig, wie z. B. das bis heute verehrte Grab der hl. Hedwig von Trebnitz, der Patronin der Versöhnung.“ Liebe darf eben keinem normalen Menschenherzen fremd sein, weil sie einfach die unausweichlichste Existenzform und Seinsweise des Menschen als Krone der Schöpfung ist.

Machen wir uns abschließend das Gebet zu eigen, das deutsche und polnische Bischöfe und Gläubige am 12. September 1980 gemeinsam am Grab unserer Heiligen gesprochen haben: „Heilige Hedwig, du kamst als junges Mädchen aus bayerischem Adelsgeschlecht ins schlesische Land, und du hast dich im Geist Jesu Christi, unseres Herrn, um die Menschen deiner Zeit bemüht und gesorgt. Du hast alle gleich behandelt und keinen Unterschied zwischen polnischen Adelligen und Bauern und deutschen Siedlern gekannt, die alle miteinander bemüht waren, in christlichem Geist ein Gemeinwesen aufzubauen, in dem sie friedlich zusammenleben wollten. Du hast durch dein lebendiges Vorbild der Aussöhnung und dem Frieden gedient. Du mahnst uns, desgleichen zu tun. Steh uns mit deiner Fürbitte bei, daß wir alle Ungerechtigkeit, alle Mißverständnisse und Vorurteile zwischen unseren Völkern im Geiste Jesu Christi überwinden und gemeinsam alle Kraft darauf verwenden, ein neues Europa zu schaffen, das der Welt deine Botschaft und deinen Frieden bringt.“

Vor der hier versammelten hohen Festgemeinde möchte ich noch meinen innigsten Dank für die edlen Gaben bekunden: den St.-Ulrichs-Ring und das Brustkreuz. Sie haben für mich einen tiefen symbolischen Sinn und eine verpflichtende Bedeutung.

Das Preisgeld will ich jedoch für die Oppelner Dialysestation der Nephrologie bestimmen. Dafür sollen hier im Land Dialysatoren und Dialysenflüssigkeit sowie andere notwendige Zutaten für die sog. künstlichen Nieren besorgt werden. Ihr Mangel führte nämlich des öfteren schon manche unserer Patienten zu hamletartigen Ängsten, von lebensspendenden Nieren abgeschaltet zu werden. Deswegen überreiche ich sogleich die erhaltene Summe einem Vertreter des DCV Freiburg, der immer schon gewillt war, in solchen Fällen zu helfen, indem er zuvor um SOS-Spenden bei Vertretern der Bundesregierung ersuchte. Im Namen der betroffenen Patienten danke ich somit auch gleich den hier anwesenden Regierungsvertretern, daß man sich stets bemühte, uns in solchen Fällen entgegenzukommen.